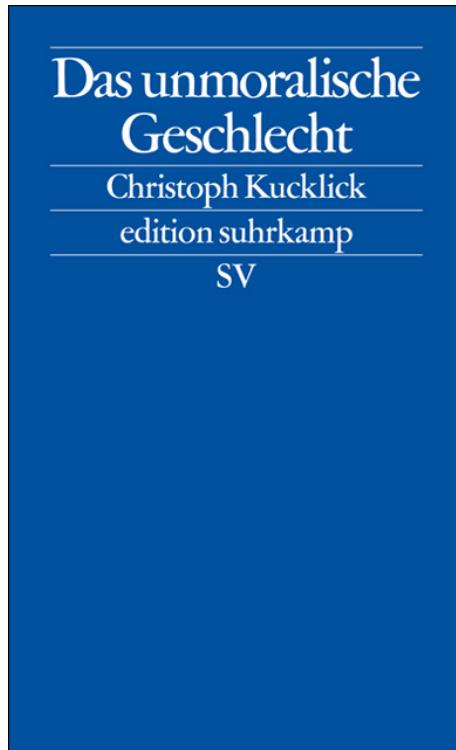


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kucklick, Christoph
Das unmoralische Geschlecht

Zur Genese der negativen Andrologie

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2538
978-3-518-12538-0

Hinter der Gender-Debatte steht die Überzeugung: In der Moderne inszeniert sich der Mann als rationales Alphanimal, die Frau gilt als seine Andere: als emotional und minderwertig. Diesen Mythos dekonstruiert Christoph Kucklick mit einem systemtheoretischen *close reading* kanonischer Texte zum Geschlechterverhältnis aus der Zeit um 1800. Er bringt eine ganz andere Redeordnung ans Licht: die negative Andrologie, in der der Mann als abschreckendes Produkt der Modernisierung erscheint: als gewalttätig, unmoralisch und triebgesteuert. Sogar Fichtes *Deduktion der Ehe* – bislang gelesen als Manifest des Machismo – kann so neu verstanden werden: als Anleitung zur Zivilisierung der »bösen Männer«.

Christoph Kucklick, geboren 1963, ist Soziologe und arbeitet als Journalist in Hamburg.

Christoph Kucklick

Das unmoralische Geschlecht

Zur Geburt der Negativen Andrologie

Suhrkamp

edition suhrkamp 2538

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12538-0

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Einleitung	7
1. Männlichkeit und Moderne	9
2. Macht, Männlichkeit und Differenzierung	21
A. Die Natur der Männlichkeit	35
1. Adams Vergewaltigung oder die universale Tyrannie der Männer	40
2. Ganz <i>vir</i> : Heroen und Fühlmänner	58
2.1 Traditionsbruch (vorgestern) 58 · 2.2 Pazifizierung (gestern) 61	
3. Kybernetische Anthropologie oder das Drama der Selbstreferenz	64
4. Ein im leeren Raume schwebender Riß	68
5. Das Brechen des Zirkels	80
6. Die große menschenleere Wüste	83
7. Natur, zweifach	88
8. Muskularisch, spermatisch, heroisch, sensitiv	94
9. Jünglingsembryonen und Herz-Eunuchen	106
10. Zwischen Trieb und Gewalt: oberherrlich	117
10.1 Der brutale, genussuchende Sinn des Mannes 122 · 10.2 Selbst/ Beherrschung 125	
B. Die Männlichkeit der Gesellschaft	135
1. Der Egoism der Sinnlichkeit und die Splitter der Vernunft	138
2. Differenzierung, Männlichkeit, Dekonstruktion	141
3. Von einem Oben und Unten	146
4. Adam Smiths lachender Handwerker oder die Vernunft des Mannes	152
4.1 Invisible hand, invisible man 159	
5. Das Band der Liebe kettet sie nicht	168

6. Fabrikware, Charakterleihgabe, Hartherz:	
Männeraustrocknung	175
7. Maschiene, Formular, Tabelle: Männerauslöschung	185
8. Un/Freiheit oder der Arbeiter im großen Bau	192
9. Die Gesellschaft der Männlichkeit	198
9.1 Typen der Unmoral: die lebendig toten Opfer . . .	198
9.2 Trinken als Ehe oder das Problem männlicher Soziabilität	204
 C. Männer, Frauen, funktionale Differenzierung: Geschlecht als Supercodierung von Interaktion und Gesellschaft . . .	 209
 D. Korrekturen	 237
1. Konjugale Kybernetik und demoralisierter	
Patriarchalismus: Fichtes »Deduktion der Ehe«	240
1.1 Das Recht der ledigen Frauen 242 · 1.2 Macht und Ohnmacht	
in der Ehe 246 · 1.3 Böse Männlichkeit 251 · 1.4 Liebe als Unter-	
werfung 257 · 1.5 Rückkopplungen und Fixierungen 265	
2. Visionen und Sichtungen	272
2.1 Ihr Auge hört alle Worte: die Frau als absolute Leserin 275 ·	
2.2 Wachstum unter ihren Augen 281	
3. Die Hochzeit mit der eigenen Hand	288
3.1 Die Wuth der männlichen Zeugungsglieder 289 · 3.2 Näherun-	
gen 294 · 3.3 Penile Sondierungen 307 · 3.4 Keuschheit, Staat und	
Mutterinstinkte: die Sittlichkeitsbewegung um 190 327	
 Schluss: Genderphantasien	 331
 Literatur	 339
1. Primärliteratur	339
2. Sekundärliteratur	348

Einleitung

1. Männlichkeit und Moderne

»Epistemologisch gesehen, ist die andere, die negative Seite ebenso strukturbildend.«¹

Die Moderne kultiviert ein Problem mit Männern, ein Unbehagen an Männlichkeit, das früheren Epochen gänzlich unbekannt war. Von der Antike bis ins 18. Jahrhundert galten Männer – genauer: bestimmte Formen von Männlichkeit – als Garanten der sozialen Ordnung, als Hüter der Moral und Verwirklicher des göttlichen Heilsplans. Das fand bis in die Begriffe seinen Widerhall: Das lateinische Wort für Tugend, *virtus*, leitet sich vom Wort für Mann ab, *vir*.² Weiblichkeit erschien dagegen als *fortuna*, als wankelmütiges Glück, als launisches Element, auf das eine soziale Ordnung zu gründen fatal gewesen wäre. Dass dieses Phantasma gefährlicher Weiblichkeit imaginär war (so wie es jede geschlechtliche Zuschreibung ist), versteht sich von selbst, aber es hatte gravierende Auswirkungen, von Hexenprozessen bis zu Sorgerechtsregelungen.

Heute dagegen werden die drängenden gesellschaftlichen Probleme männlich konnotiert: Gewalt, Kriminalität, ökologische Katastrophen, Terrorismus, Profitgier, Versachlichung, Gefühllosigkeit, Liebesunfähigkeit, soziale Kälte – sie gelten eher als Folgeschäden einer fehlgesteuerten Männlichkeit denn als Ausdruck von Weiblichkeit. Männer lassen lieben und entlassen Tausende, sie führen Kriege und sich selbst schlecht auf, sie stören die soziale Ordnung und den Schulunterricht. »Nicht Kriminalität und Gewalt bedrohen die Gesellschaft, sondern Männer«, schreibt der britische Soziologe Anthony Giddens und formuliert mit dieser schlichten Einschätzung das Wissen der Zeit.³ Am Mann zerfällt die Gesellschaft, am Weib heilt sie.

Das Misstrauen gegen Männlichkeit ist allgegenwärtig. Im Popsong

1 Nassehi 2003, 61.

2 Williams 1999, 132.

3 zit. in Otten 2000, 43.

sind »Männer Schweine«, im Feuilleton avancieren sie »zu Feinden der Menschheit«⁴ und Wissenschaftler fragen, »ob irgendetwas Gutes am Manne sei«.⁵ Bestsellerautoren beschreiben Männer wahlweise als »dämonisch«,⁶ entlarven sie als »Versager«⁷ oder bescheinigen ihnen, sie seien für ein Leben in der Zivilisation schlicht nicht geschaffen.⁸ Noch die turnusmäßig aufkeimenden Forderungen nach dem »Neuen Mann« speisen sich aus dem Unmut über den alten, den zu überwinden die zivilisatorische Vernunft verlange. Die Kaskaden des Unbehagens gelten dabei stets nicht (nur) einzelnen Männern, sondern der »Spezies« Mann,⁹ der Idee von Männlichkeit selbst.

Es läge nahe, die Herrschaft des antimaskulinen Ressentiments im öffentlichen Diskurs als Triumph des Feminismus und der Gender Studies zu deuten. Schließlich wurde dort die Figur der negativen Männlichkeit in vielen Facetten ausgemalt und die Krise der Moderne als Krise der Männlichkeit gelesen – als das Produkt einer einseitigen, instrumentellen, entmenslichten Maskulinität: »Die von Männern beherrschten Aktivitäten mit dem größten Prestige in unserer Gesellschaft – Politik, Wissenschaft, Technologie, Kriegstechnik, Geschäfte – bedrohen das Überleben unseres Planeten und der Menschheit. [...] Männliche Werte betonen Tod, Gewalt, Konkurrenz, Egoismus und die Unterdrückung von Körper, Sexualität und Gefühl.«¹⁰ Zwar sind solche Positionen auf dem weiten Feld der Geschlechterwissenschaften umstritten, ihre Akzeptanz in der Öffentlichkeit könnte aber dafür sprechen, dass die ausdauernde Kritik am Patriarchat schließlich doch Eingang in den Mainstream gefunden und die »Wahrheit« über die Geschlechterverhältnisse ge-

4 *Die Zeit*, 11. 4. 2001.

5 Baumeister 2007.

6 Wrangham/Patterson 1996.

7 Otten 2000.

8 Schwanitz 2001, 24; ausnahmslos alle antimaskulinen Klischees versammelnd: Richter 2006.

9 Schwanitz 2001.

10 Young 1989, 46 f.; s. auch Mason 2001 mit weiteren Verweisen; ironisch: Klinger 1986.

gen alle Widerstände obsiegt hätte. Doch eine solche Deutung überschätzt die Strahlkraft akademischer Programme wie des Feminismus und der Gender Studies – und sie unterschätzt die historische Tiefendimension des Männlichkeitszweifels in der Moderne.

Diese Tiefendimension auszuloten ist das Ziel dieses Buches. Es fragt nach der Herkunft und dem systematischen Zusammenhang, in dem das Denken der negativen Männlichkeit entstanden ist. Oder kurz: Wie wurden die Männer zum unmoralischen Geschlecht? Es soll hier nicht darum gehen, ob Männer so »sind« oder nicht, denn darüber ließe sich lange streiten – zumal, wenn zuvor nicht der diskursive Rahmen geklärt worden ist, innerhalb dessen gestritten wird. Die Fragen zielt vielmehr auf die Genese dieses Diskurses und den Zusammenhang seiner Entstehung: Woher stammt dieses Denken, ist es ein Produkt jüngerer Datums oder zieht es schon seit längerem Kreise? In welchen Formen wurde es geboren und wie tradiert? Und worin schließlich liegen die Bedingungen und Gründe für sein Entstehen? Das Ergebnis widerspricht in vielerlei Hinsicht den bisherigen Erkenntnissen und zwingt dazu, über das Verhältnis von Geschlecht und Moderne neu nachzudenken.

Denn, so meine These, das Unbehagen an Männlichkeit ist keineswegs eine Erfindung des späten 20. Jahrhunderts, sondern seit Beginn in das Gewebe der Moderne geätzt. Nicht Frauenbewegung und Feminismus haben die grundsätzliche und systematische Kritik an Männlichkeit in die Welt gebracht, sondern diese entsteht weit früher: am Beginn der Moderne, in den Jahrzehnten um 1800. Und es sind ausgerechnet die bürgerlichen Meisterdenker, die den Männlichkeitszweifel als erste ausführlich und schonungslos formulieren: Es sind Johann Gottlieb Fichte, Wilhelm von Humboldt, Immanuel Kant, Georg Friedrich Wilhelm Hegel und viele weitere, weniger bekannte AutorInnen, die zwar Männlichkeit für etwas Besonderes halten, aber nicht für etwas besonders Erfreuliches, Gutes – ja, zum Teil sehen sie darin sogar das »absolut Böse«. Die grundlegenden Strukturen des modernen »Wissens« über Männer jedenfalls werden in jener Zeit vor-geschrieben.

Die neue Wahrheit von der negativen Männlichkeit wird inner-

halb weniger Dekaden am Ende des 18. Jahrhunderts erfunden. Um 1750 noch sind kaum Spuren einer maskulinen Defektologie zu entdecken, um 1800 ist sie bereits weitgehend Konsens; die epistemische Revolution der »Sattelzeit« erfasst auch das Männliche und schreibt es grundlegend um.¹¹ Diese neue, moderne Männlichkeit erscheint als eine systematisch bedenkliche, erstmals werden Männer nicht als Stützen der Ordnung, sondern als gesellschaftliche Zentralbedrohung beschrieben. An Radikalität lässt sich das kaum überbieten: Der neue Diskurs charakterisiert Männer *ihrer »Natur« nach* als gewalttätig, egoistisch, asozial, unmoralisch, hypersexuell, triebhaft, gefühlkalt, kommunikationsunfähig und verantwortungslos.

Zugleich werden Männer als das Geschlecht aufgefasst, das bis ins Innerste von den Modernisierungs- und Differenzierungsprozessen der Gesellschaft geprägt ist. Die Idee einer zentrierten, vernünftigen und selbstlosen Maskulinität, wie sie zumindest als Möglichkeit die abendländische Geschichte durchzogen hat, zersplittert angesichts der Verdichtung der Funktionssysteme. Diese werden zwar als effizient und leistungsfähig, aber vor allem als fragmentierend, vernunftlos und amoralisch erachtet. Männlichkeit gilt fortan einerseits als Sinnbild der positiven Seiten der modernen Gesellschaft, als frei, tatkräftig und selbstbestimmt (es gab und gibt auch eine positive Männlichkeit), und als Symbol und Träger aller bedrohlichen Facetten: Abstraktheit, Fragmentierung, Rationalität, Differenzierung.

Eine Revolution des Männlichkeitsdenkens: Als erste Epoche erzählt die Moderne nicht eine Helden-, sondern eine Problemgeschichte der Männlichkeit. Zwar war auch in früheren Epochen scharfe Kritik an Männern üblich, aber stets galt zumindest eine Form von Männlichkeit als soziales Perfektionsideal, als unbestreitbare Spitze der Gesellschaft: im König, Krieger, Hausvater oder Er-

11 Die Epoche hat inzwischen viele Namen: Sattelzeit, Goethezeit, Epochenschwelle, Aufschreibesystem 1800, epistemischer Bruch. Ich bevorzuge »um 1800«, durchaus der »Brutalität« dieser Bezeichnung eingedenk (Stanitzek 1999). Unter dem Begriff Frauenbewegung soll auch deren erste Welle eingeschlossen sein.

löser.¹² Seit Beginn der Moderne hingegen erscheint Männlichkeit nicht mehr als im Prinzip gelungenes Projekt (bei Schwächen in der Ausführung), sondern als fundamental unmoralisches. Negative Moderne und negative Männlichkeit fusionieren um 1800 zu Zwillingen, die seither gemeinsam durch die Welt(geschichte) ziehen und gegenseitig für Erklärungen und Kausalitäten einstehen müssen: Das Unbehagen an der Moderne wird zum Unbehagen am Mann, und umgekehrt.

Das negative Denken der Männlichkeit ist demnach eines der am tiefsten sitzenden Stereotype des Moderne, ein eingefräster Topos, der sich seither stetig mit Plausibilität versorgt. Die Aufklärung über die »schlechte« Männlichkeit, wie sie (bis) heute in öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen betrieben wird, erscheint aus dieser Perspektive nicht als originäre oder originelle Perspektive, sondern als Erbschaft einer langen Tradition. Über dieses Erbe haben sich die Genderwissenschaften bislang nicht hinreichend selbst aufgeklärt. Sonst wäre deutlicher, dass noch die radikalsten Männlichkeitszweifel nicht eine Opposition zur modernen Gesellschaft markieren, sondern wesentlicher Teil von ihr sind. Die Kritik an Männlichkeit schwächt die Moderne nicht und dient nicht zu deren Überwindung, sondern ist stabiler Dauervollzug einer ihrer reflexiven Selbstdistanzierungen. Oder anders: In Männern fixiert die Moderne ihre Ressentiments gegen sich selbst. Das Misstrauen an Maskulinität ist also weder neu noch systemgefährdend, sondern gepflegter Bestand der Moderne. Sie hadert von Anfang mit »den Männern« und entwirft sich eine Männlichkeit, die ihr zutiefst unheimlich ist – um so die Unheimlichkeit ihrer selbst zu bündeln und zu bannen. Seither kultiviert die Gesellschaft via Männlichkeit ein gespaltenes Verhältnis zu sich selbst.

Die These von der Negativierung von Männlichkeit um 1800 widerspricht in wesentlichen Punkten der bisherigen Darstellung jener Zeit. In den historischen Gender Studies dominiert bislang die

12 Für verschiedene Epochen: Karras 2003, 153; Shepard 2003, 246; Harlow 1998, 155; Fisher 1998, 69 (mit Verweisen); Williams 1999, 133; Orgel 1996, 108, 124.

Ansicht, im bürgerlichen Zeitalter hätten die Männer ein überaus positives Bild von sich selbst entworfen – von Ressentiments gegen Männlichkeit keine Spur, von Abwertung des Maskulinen keine Rede. Vielmehr hätten die bürgerlichen Meisterdenker den Mann zum »allgemeinen Geschlecht« erklärt, zum Inbegriff der Menschheit: als rationales, autonomes, intellektuell und sittlich überlegenes Wesen, »als absolutes bürgerliches Subjekt«.¹³ Frauen hingegen seien als eine Art Schwundform des Menschlichen abgewertet worden, als irrationale, der Natur verhaftete, intellektuell zweitrangige Geschöpfe. Die Allgemeintheorie wird so weiträumig vertreten, dass sie als Konsens der historischen Geschlechterwissenschaften gelten kann.¹⁴

Dieser These zufolge haben sich die Männer um 1800 als »souverän und fehlerlos«¹⁵ wahrgenommen. Als Regel habe gegolten: »Mensch zu sein heißt, ein Mann zu sein, und ein Mann zu sein heißt, weitgehend perfekt zu sein.«¹⁶ Die »Gleichsetzung von Mann und Mensch, von männlich und allgemein«¹⁷ habe dazu geführt, dass Frauen abgewertet wurden als »Absenz positiver menschlicher Qualitäten«¹⁸ und nur ausgestattet mit einer »instinkthaften, pathologischen und primitiven Natur«. Entsprechend setzten Männer alles daran, die minderwertige Weiblichkeit zu annihilieren: »Die Frau fungiert als Verkörperung all dessen, was abgewehrt und überwunden werden muss.«¹⁹

Die binäre Schematik von guter Männlichkeit und schlechter Weiblichkeit ist allerdings ebenso theoretisch unbefriedigend wie empirisch.

¹³ Brinks 2003, 27.

¹⁴ Eine kleine, unvollständige Auswahl allein deutscher Literatur jüngerer Datums: Kühne 1998, 176, 212; Frevert 1991, 33; Bublit 2001, 279 und 1998, 41; Hausen 1998, 25 f., 36, 44; Mehlmann 1998, 96; Klinger 1995, 36; Bührmann 1998, 90; Heintz/Honegger 1981, 32; Stephan 2000, 80; Eder 2002, 133; Degele/Dries 2005, 208; Meyer 1983, 8.

¹⁵ Hendershot 1998, 99.

¹⁶ Lynn Segal, zit. in Edley/Wetherell 1995, 181. Die Urformulierung findet sich natürlich bei Simone de Beauvoir: »Der Mann vertritt [...] die Menschen schlechthin. Die Frau dagegen erscheint als das Negative.« (Beauvoir 1999 (1949), 11 f.)

¹⁷ Frevert 1991, 33.

¹⁸ Bennent 1985, 127.

¹⁹ Stephan 2000, 80.

risch fragwürdig. Die Allgemeinheitsthese reduziert das Geschlechterverhältnis auf eine lineare Hierarchie, die es so nie gegeben hat. Und sie ignoriert die Quellen, die in diesem Buch ausgebreitet werden, die den Diskurs einer »schlechten« Männlichkeit belegen – ja, diesen sogar als den eigentlichen Ankerpunkt des modernen Geschlechterverhältnisses ausweisen. Der Mythos vom allgemeinen Geschlecht konnte bis heute überleben zum einen, weil die Quellen aus der Zeit um 1800 nicht auf die Negativierung des Männlichen untersucht worden sind. Dies wird hier erstmals systematisch unternommen. Dabei greife ich auf jenen einschlägigen Quellenkorpus pragmatischer Texte um 1800 zurück, der auch in feministischen Gender Studien herangezogen wird, lese allerdings auch jene antimaskulinen Passagen, die bislang kaum eine Rolle spielten – weil sie sich der Einordnung in ein Schema von männlicher Über- und weiblicher Unterordnung nicht fügen.

Zum anderen hat der Mythos vom allgemeinen Geschlecht überdauert, weil er wesentlich von einer Theorie lebt, die Macht und Diskurs zu einer eindeutigen Genderhierarchie verrechnet. Maskuline Privilegien müssen nach dieser Lesart von diskursiver Aufwertung des Männlichen begleitet sein; ich komme auf diese gendertheoretische Selbsteinengung im zweiten Teil der Einleitung zurück. Nur so viel hier: Dem Hierarchie-Modell stelle ich ein heterarchisches Geschlechtermodell entgegen, das weder Privilegien noch Diskurspositionen eindeutig hierarchisch verteilt. Der Geschlechterdiskurs um 1800 hat mit verschiedenen Allgemeinheiten gearbeitet, auch mit solchen, in denen Männlichkeit zum allgemeinen Problem wurde. Es ist gerade die generelle Überordnung des Männlichen über das Weibliche, die in der Moderne zertrümmert wird. An ihre Stelle tritt ein komplexes, heterarchisches Geschlechtermodell, das als zentralen Baustein das negative Denken über Männlichkeit umfasst und strukturgemäß auf die funktional differenzierte Gesellschaft der Moderne passt.

Wie wenig eine allein positive Allgemeinheit den Männlichkeitsdiskurs um 1800 erfasst und wie gründlich der Gesellschaft ihre

Männlichkeit suspekt wurde, kann vorab mit wenigen Belegen aus den Quellen skizziert werden, ohne sie bereits in einen systematischen Zusammenhang einzuordnen. Die bürgerlichen Männer, die traditionsgemäß ihre Stellung auch aus dem Bibelwissen beziehen, dass Gott sie (und nicht die Frauen) nach seinem Ebenbild geschaffen hat, wirken in dem neuen Diskurs als Urbedrohung des Sozialen:

»Man kann gewiss seyn, daß die Welt längst zur großen, menschenleeren Wüste geworden wäre, wenn bloss Männer darauf gesetzt worden wären [. . .]. Sie würden unfehlbar in Kurzem sich alle einander gemordet haben. Die Welt weiss nicht wie viel sie in dieser Hinsicht dem andern Geschlechte zu danken hat.«²⁰

Dies schreibt Jakob Sprengel 1798 in seinem Werk *Das andere Geschlecht das Bessere Geschlecht* und bringt damit das Denken der Zeit auf den Punkt: Nur in der femininen Zähmung des brutalen Mannes kann sich die bürgerliche Gesellschaft noch ihren Bestand denken. Denn, wie der schottische Philosoph William Alexander bereits 1779 in seiner mehrbändigen *History of Women* formuliert: »Der Mann, abgesondert von weiblicher Begleitung, ist nicht nur rau und unkultiviert, sondern ein gefährliches Tier für die Gesellschaft.«²¹

Aus dem vernunftgesteuerten Mann des traditionellen, heroischen *civic humanism* wird ein unbeherrschtes und (nahezu) unbeherrschbares Monster, das die Gesellschaft von innen heraus bedroht. Die Autoren der Zeit sehen im Manne eine Triebbestie, denn »das geheime Gelüste zum Geschlechte [. . .] ist bis in [des Mannes] tiefstes Bewußtsein hineingewurzelt«.²² War bis dato vor allem Frauen sexuelle Unkontrollierbarkeit nachgesagt worden, die von Patriarchen und Priestern patrouilliert werden musste, so wird im späten 18. Jahrhundert der Trieb zum naturalen Charakteristikum der Männer, und zwar rückwirkend durch die gesamte Geschichte. Entsprechend wird (schon damals!) die Historie der Geschlechter als eine endlose

20 Sprengel 1798, III.

21 Alexander 1779, I 325.

22 Pockels 1805, I 289.

Folge männlicher Unterdrückung der Frauen umgeschrieben, in der Männer eine »universale Prostitution« erzwingen.²³ Das radikalfe-ministische Diktum des späten 20. Jahrhunderts, dass alle Männer Vergewaltiger seien – es wird bereits 200 Jahre zuvor formuliert.

Auch der zweite Strang, dem die Debatte um 1800 folgt, bietet sich nicht als Anker für eine ungebrochene Allgemeinheitsvermutung an. Dem schillernden Diskurs über die widerwärtige Natur des Mannes wird jener über seine soziale Zerrissenheit beige-sellt. Die Denker der Zeit sehen den Mann zugleich als Täter und Opfer der funktional differenzierten Gesellschaft, die keine vernünftige Zentralperspektive mehr erlaubt. Diese Demoralisierung des Männlichen wird in vielen Facetten ausgemalt, als Einseitigkeit der beruflichen Orientierung, als Erkaltung der geselligen Talente, als Ziel- und Orientierungslosigkeit, als Liebesunfähigkeit und als Depersonalisierung. Die autonomen Wesen verwandeln sich in Schattenwesen, in Gestalten mit einem »dunklen Körper, der den Strahl der Freude von außen empfangen muß«.²⁴ Durch die frühmodernen Schriften weht eine grundstürzende maskuline Verlorenheit und Desorientierung, die einst autonome, selbstbestimmte Männlichkeit löst sich in Unbestimmtheit auf. In geradezu postmoderner Manier betritt ein Ich die Bühne, das nicht mehr ist als

»ein im leeren Raume schwebender Riß, – nichts als ein Stück kalter Vernunft, dem noch die höhern Antriebe des Wirkens, – das *Herz*, fehlten, dem noch die gesellige Liebe unbekannt war, – ein schrecklicher Widerspruch mit sich selbst und der gesamten Natur«.²⁵

Die Neuordnung des Geschlechterdenkens sprengt das Schema der traditionellen männlichen Suprematie und kann in Begriffen maskuliner Überlegenheit/Allgemeinheit nicht angemessen erfasst werden; die Hierarchie des Männlichen wird in die Heterarchie der modernen Geschlechterverhältnisse überführt, in der sozialer Wert, gesellschaftlicher Rang und geschlechterideologische Zuschreibung

23 John Millar, zit. in Bowles 1984, 635.

24 Reinhard 1797, 55.

25 Pockels 1805, II 279.

gen ganz neue, komplexe Verbindungen eingehen. Was sich auch daran zeigt, dass es vor allem (aber nicht nur) Männer sind, die den Diskurs der bedenklichen Männlichkeit führen.

Vor einem Missverständnis muss bereits an dieser Stelle gewarnt werden: Aus der Zurückweisung einer positiven, überlegenen Männlichkeit zu schließen, man müsse den Diskurs um 1800 einfach spiegelverkehrt lesen, führt in die falsche Richtung. Zwar forciert die moderne Geschlechterideologie erstmals eine bis dato unbekannte Idealisierung von Weiblichkeit, in einer Art Umkehrung nun Weiblichkeit *generell* als überlegenes Geschlecht zu deuten, würde die Sache allerdings ebenso verfehlen. Die moderne Geschlechterideologie arbeitet vielmehr im Kern mit *parallelen* Abwertungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, weil sie beide als strukturell defizient, mangelhaft beschreibt; die Moderne kann sich in keinem der Geschlechter mehr vollständig spiegeln, beide erscheinen als je spezifisch einseitig und defekt. Und nur über die Negation des jeweiligen anderen Negativen entsteht so etwas wie eine zerbrechliche Einheit der Geschlechter. Daher *bestätigt* diese Untersuchung auch weitgehend das Bild, das in den historischen Gender Studies von *Weiblichkeit* entworfen worden ist; nur knüpft sie ganz andere Verbindungen zwischen beiden Geschlechtern. Der zentrale Gedanke ist dabei, den Geschlechterdiskurs als die Supercodierung der Differenz von Interaktion und Gesellschaft zu verstehen; dieses Argument wird in Kapitel C entwickelt.

Mit der Revision der Allgemeinheitsthese muss auch die verbreitete Ansicht verabschiedet werden, dass Männlichkeit erst mit dem Aufkommen der kritischen Männerstudien im späten 20. Jahrhundert systematisch thematisiert worden sei – und zuvor unhinterfragt als problemlos galt: »Die wachsende Bedeutung der [heutigen] Männerforschung liegt darin, dass *zum erstenmal* in der Geschichte Männer über sich selbst als Männer reflektieren und damit auch ihre eigene Historie neu bewerten.«²⁶ Die Quellen belegen hingegen

26 Hollstein, zit. in Luserke-Jaqui 2002, 64; meine Hervorhebung, C. K.

deutlich, wie intensiv Männlichkeit um 1800 als Geschlecht reflektiert und kritisiert wurde; entsprechend kann auch keine Rede davon sein, dass im 18. Jahrhundert »[ü]ber das Geschlecht des Subjekts Mann [...] geschwiegen« wurde.²⁷ Um diese Zeit wurden vielmehr die ersten Bücher verfasst, die sich ausschließlich mit Männlichkeit befassten (etwa 1805 Pockels' *Der Mann. Ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts*²⁸), und die Erörterung der »Geschlechtscharaktere« umfasste stets auch extensiv den Mann. Hier zeigt sich erneut: Die Spätmoderne besitzt kein Innovationsprivileg in Bezug auf die Reflexion von Männlichkeit, sondern höchstens eine Vergessenheit der Tradition, in der sie steht.

Der Diskurs der negativen Männlichkeit wurde meines Wissens bislang noch nicht zusammenhängend dargestellt, allerdings betrachteten einzelne AutorInnen Ausschnitte. Sylvana Tomaselli und andere haben darauf hingewiesen, dass Männer um 1800 keineswegs als Kulturträger privilegiert worden seien, sondern als hochproblematische Naturwesen galten.²⁹ Charlotte Trepp und Rebekka Habermas haben in empirischen Studien gezeigt, wie wenig die Lebensverhältnisse im späten 18. Jahrhundert mit einer linear-hierarchischen Überordnung des Männlichen zur Deckung kommen.³⁰ Aus den Pionierstudien von Karin Hausen zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere ergeben sich Anhaltspunkte, dass jene nicht in einer sauberen Hierarchie aufgehen.³¹ Und Cornelia Klinger hat – allerdings mit anderem Impetus – auf den Umstand hingewiesen, dass es das maskuline »Ressentiment gegen sich selbst ist [...], das die Geschlech-

27 Mehlmann 1998, 102.

28 Der wiederum für *seine* Zeit den Mangel an bisheriger Reflexion von Männlichkeit beklagte: »dem männlichen Charakter hingegen hat man immer nur einige flüchtige Vergleichen mit dem weiblichen geschenkt, und so ist er immer noch als eine wenig beachtete Erscheinung in der moralischen Welt, – wie ein Gemeinplatz, – der sich von selbst versteht, – stehen geblieben [...].« (Pockels 1805 I, XXXI)

29 Tomaselli 1985; vgl. auch die kritischen Bedenken bei Elshtain 1984, Pomata 2001, Olenhusen 1998.

30 Trepp 1996; Habermas 2000. Bei Letzterer fällt die Diskrepanz zwischen dominanz-theoretischem Ansatz und empirischen Ergebnissen auf.

31 Hausen 1976.

terordnung der abendländischen Moderne von anderen Formen von Geschlechterherrschaft unterscheidet«. ³²

Schließlich ist die Krise der Männlichkeit in der Moderne intensiv behandelt worden, üblicherweise aber wird ihr Beginn auf das späte 19. Jahrhundert verlegt. Hannelore Bublitz etwa kam aus einer Foucaultschen Perspektive zur Diagnose, dass um 1900 »der Mann/ das Männliche als Kulturträger [...] den Anspruch auf Verkörperung des Allgemein-Menschlichen aufgeben« muss und sich zugleich die »De-Personalisierung des männlichen Ichs« durchsetzt. ³³ Ich glaube, diese Krise der Repräsentation muss um 100 Jahre vorverlegt werden. Damit ändert sich aber mehr als nur eine Jahreszahl. Wenn der Allgemeinheitsverlust bereits in der Frühphase der Moderne aufgetreten ist, so liegt die Vermutung nahe, dass er systematische Gründe hat, die mit der Entstehung der modernen Gesellschaft zusammenhängen. Dieser Grund wird hier in der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft verortet, und die sich um 1800 entwickelnde Geschlechterordnung wird als semantisches Korrelat der Differenzierung gelesen. Um diesen Zusammenhang zu entschlüsseln, bedarf es eines konturierten Begriffs der modernen Gesellschaft. Diese Anforderung verlangt ein Theorie-Instrumentarium, das in den Gender Studies eher unpopulär ist: Gesellschafts- und Differenzierungstheorie. Dazu im folgenden Abschnitt mehr.

³² Klinger 2000, 32 f.

³³ Bublitz 1998, 41.